

Fortifikationsarchitektur zuzurechnen ist, wenn seine Wehrformen entscheidend reduziert oder in ihrer unmittelbar militärischen Funktion aufgegeben sind“ (S. 233), ist allerdings weniger eine These, wie Schütte es nennt, als eine kühne Zuordnung.

Das Schloß hat mehr Quellen als diese. Dazu gehören die griechischen Tempel genauso wie römische Villen, bürgerliche mittelalterliche Stadthäuser und karolingische Pfalzen. Bei einem entsprechenden Erkenntnisinteresse lassen sich zweifellos „letztlich [...] alle regelmäßigen und großen Schloßbauten auf den Kastelltypus mit drei oder vier Flügeln oder auf die einflügeligen Kompaktbauten zurückführen“ (S. 234). Dieses unnötig einseitige Erklärungsmuster wird vom Autor auch sogleich um das einer wieder auflebenden antiken Tradition des Vierflügelbaus ergänzt.

Im Gegensatz zu einer abwertenden Erklärung von Wehrelementen mit einer „bloß symbolischen Funktion“, betont Schütte deren tatsächlichen, nämlich genau diesen symbolischen Wert etwa von Türmen und Scharten für die Legitimation des Herrschaftsanspruchs aus der Tradition des Stammsitzes. Die praktische Wehrfunktion sei gleichwohl nicht zu vernachlässigen: „Zu schnell wird das niedrige fortifikatorische Niveau dieser Bauten als bloßer Zeichenwert gelesen“ (S. 266). Feste Schlösser boten zwar nicht in einem größeren Krieg, wohl aber gegen marodierende Truppen, Räuberbanden, sogenannte „Aufständische“ und sonstige Angriffe Schutz, die dem Schloßherrn in Form eines Handstreichs gefährlich werden konnten. Trotz allem dürfte eine Reaktivierung von Wehrelementen zu Kriegszwecken, Elementen, die am Schloß vorwiegend bildhaften Charakter angenommen haben, nur in wenigen Fällen militärisch erfolgreich gewesen sein. Logisch falsch folgert Schütte allerdings, es komme „zu einer Symbolbildung [...] nicht deshalb, weil die Architekturmotive ihre ursprüngliche Funktion verloren haben, sondern es ist ihre jederzeit wieder mögliche und notwendige Aktualisierung, die letztlich immer erneut den fortifikatorischen Gehalt dieser Zeichen bekräftigt“ (S. 250).

Den Abschluß dieser gleichwohl fundierten und wertvollen Veröffentlichung bildet eine Beschreibung einiger tatsächlich nur noch bildlicher Festungsentwürfe für Schlösser, vorwiegend Lustschlösser nach 1650 mit „Lustschanzen“ und bepflanzten Bastionen.

Im umfangreichen Ortsregister weist der Autor außer auf seine Erwähnungen eines Schlosses zudem auf die jeweilig wichtigste Literatur hin, so daß dieses Register auch für Erstinformationen zu kleineren Schloßanlagen genutzt werden kann.

Ludger Fischer

Elisabeth Castellani Zahir

Die Wiederherstellung von Schloß Vaduz 1904 bis 1914

Burgendenkmalpflege zwischen Historismus und Moderne, 2 Bände, hrsg. vom Historischen Verein für das Fürstentum Liechtenstein, Vaduz; Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1993; XII, 391 Seiten, 421, z.T. farbige Abbildungen und V,

298 Seiten, 152, z.T. farbige Abbildungen, 1 Karte, DIN-A 4-Format, fester Einband, ISBN 3-8062-10861.

Bereits der Untertitel der Untersuchung läßt erkennen, daß es der Autorin nicht nur um eine Monographie über Schloß Vaduz oberhalb des Rheintales zu tun war, sondern auch um eine ihre vielfältigen Beziehungsgeflechte aufdeckende und erklärende Darstellung von Konservierungs-, Sicherungs-, Umbau- und Ausbaumaßnahmen als Ergebnis von vor allem durch Hochadel und Wissenschaft bestimmten Entscheidungsprozessen, die ihrerseits auf die Zeit und ihre politischen und gesellschaftlichen Veränderungen reagieren. Schon von daher ist die Zweiteilung der Arbeit durchaus naheliegend: Der erste Band wird Schloß Vaduz selbst und seiner „Wiederherstellungsgeschichte“, aber auch den beteiligten Personen und ihrer Motivation sowie dem Entscheidungsprozeß und seinen Durchführungsschritten gewidmet, der zweite Band befaßt sich mit ausgewählten Vergleichsbauten seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, mit der Inszenierung von Geschichte im Historismus, der Burgenrenaissance und ihrer Rolle auch in Denkmalpflege und -praxis, um dann eine bewertende und einordnende Analyse der Maßnahmen auf Schloß Vaduz vorzunehmen.

Die Quellenlage, die Castellani Zahir vorfand, ist eine durchaus günstige und äußert sich in einer erstaunlichen Materialfülle, die in Text und Bild deutlich wird.

Der zwischen 1905 und 1914 erfolgende Wiederaufbau des liechtensteinischen Schlosses Vaduz gehört in die Spätphase der europäischen Burgenrenaissance, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts mit der Romantik beginnt und mit dem Ersten Weltkrieg endet, in eine Zeit, in der sich die Entwicklung vom Historismus zur Moderne vollzieht, es zur Theoriebildung der Denkmalpflege kommt und diese ein hohes wissenschaftliches Niveau erreicht, auf dem heute – in Anbetracht der Masse alltäglicher Denkmalaufgaben infolge der Popularisierung des Denkmalgedankens – nur selten und selten so konzentriert diskutiert wird. Der Wiederaufbau gehört aber ebenso in eine Zeit, in welcher der Adel seinen geschichtlichen Bewußtseinsvorsprung gegenüber dem erstarkenden Bürgertum nutzt, der Burgenbau bzw. -ausbau zur Kompensationshandlung für seinen Funktionsverlust wird und damit eine neue symbolische Bedeutung erhält. Auch im seit 1806 souveränen Fürstentum Liechtenstein bedarf es – neben der Funktion einer zeitweiligen Residenz und eines Landesmuseums für Waffen und adelige Wohnkultur – eines Symbols der Landesherrschaft, das nicht nur im direkten Wortsinne dem sichtbar zunehmendem Verfall beignet.

Dieser Verfall fand bei Vaduz, das Anfang des 18. Jahrhunderts in den Besitz der Regierenden Fürsten gelangt war, erst aufgrund weitgehender Funktionslosigkeit im 19. Jahrhundert statt und liegt in der Tatsache begründet, daß sich die liechtensteinischen Herrschaftsgebiete vorwiegend in Österreich, Schlesien, Böhmen und Mähren befanden.

Bauherr und Initiator der Maßnahmen war Fürst Johann II. von Liechtenstein, der sich meist vor Ort durch seinen Bruder, Prinz Franz de Paula, vertreten ließ, eigentlicher „Konzepteur“ und Leiter einer eigens hierfür gebildeten Baukommission Graf Hans von Wilczek. Alle drei gehörten dem Wiener Hofadel an und standen in enger Beziehung zu Kunst und Wissenschaft.

Am Ausbau und seiner Planung beteiligt waren Franz von Wieser, Professor und Konservator aus Innsbruck, Alois

Gstrein, Bauunternehmer aus Brixen, und Egon Rheinberger aus Vaduz als einziger Einheimischer sowie als Bildhauer, Kunsthandwerker, Architekt, Archäologe und bester Kenner der Örtlichkeit und ihrer Geschichte. Als ersten konkreten Beleg für die beabsichtigte Baumaßnahme sieht die Autorin Otto Pipers Gutachten vom 28. 4. 1904 an, das – ohne eigentliche Bauanalyse – eine weitgehend romanische „Wiederherstellung“ unter Verwendung von ihm skizzierter malerischer Details vorschlägt.

Die bis zum Umbau reichende Baugeschichte wurde von der Autorin nicht noch einmal anhand der erhaltenen Befunde untersucht, sondern beschränkt sich – in Anbetracht des Untersuchungsschwerpunktes – auf die kritische Zusammenfassung des bisher Bekannten. Sie wird jedoch nicht nur textlich dargestellt, sondern auch anhand von Plänen, welche durch Vergleich die jeweiligen Veränderungen deutlich machen: so vor allem bei den im gleichen Maßstab wiedergegebenen und einander gegenübergestellten Plänen vor und nach den Maßnahmen 1905-1914, die auf der 1896 im Auftrag des Bauherrn durchgeführten Bestandsaufnahme von Seraphin Pümpel, einem Bauunternehmer und Stadtbaumeister von Feldkirch, basieren. Hier hätte man sich eine deutliche Kenntlichmachung der jeweiligen, bis in das beginnende 14. Jahrhundert zurückreichenden Bauperioden gewünscht, um die einzelnen Veränderungen in ihrem Umfang, aber auch in ihrer Relation und deren Konsequenzen wichten zu können.

Mehrere Aus- und Umbaupläne des 18. und 19. Jahrhunderts werden – soweit Näheres über sie bekannt ist – angesprochen und – wenn möglich – charakterisiert, so der geplante Residenzausbau von Martin Kink aus den 1840er Jahren oder das durch Ruinenromantik und den Gegensatz alt/neu gekennzeichnete neugotische Projekt von Peter Rheinberger aus dem Jahr 1859/60, das in seiner Grundhaltung mit dem 1. Entwurf Schinkels für Stolzenfels verglichen wird. Besonderes Interesse zeigt die Autorin für die Arbeit der Schloßbaukommission, ihre Zusammensetzung, ihre Funktion, die unterschiedlichen Positionen ihrer Mitglieder, aber auch planerische Anpassungsnotwendigkeiten an erst während der Maßnahmen selbst sichtbar werdenden Schäden.

Die Durchführung selbst wird minutiös und nach Jahren dargestellt, diejenige der Jahre 1912 bis 1914 zusammengefaßt, um dann einen Blick auf die Folgezeit zu werfen. Eigene Kapitel sind der Ikonographie sowie Historiographie des Schlosses gewidmet und zeigen – lebendig wie nachvollziehbar – eine sich wandelnde, zeitgebundene Sichtweise und Interpretation der jeweiligen Verfasser, ihrer Absichten und/oder die ihrer Adressaten oder Auftraggeber.

Unter den Besuchern findet auch Bodo Ehardt Erwähnung, der im Sommer 1910 in Vaduz war und kurz über die „Wiederherstellungsarbeiten“ in Heft 6 des „Burgwarts“ berichtete.

Im zweiten Band des Werkes von Castellani Zahir soll die „geistesgeschichtliche Folie beleuchtet werden, vor welcher diese Restaurierung stattgefunden hat“. Sieht man von dem heute in dieser Interpretation sicher mißverständlichem Begriff „Restaurierung“ ab, so wird diese Absicht zu einer in dieser Breite kaum erwarteten, in derartigem Zusammenhang bisher noch nicht begegneten und daher um so überraschenderen Wirklichkeit: In Verschränkung der Themen Burgmuseen und Museumsburgen werden sechs Vergleichsbeispiele einschließlich ihrer Genese dargestellt und

charakterisiert, darunter die phantastische Museumsburg und Familiengrablege Kreuzenstein des Grafen Wilczek – als Vorprojekt die Kooperation des Grafen mit von Wieser und Gstrein ausprobierend – und zur Gruppe der châteaux composés gehörend –, das Bernische Historische Museum als Kunstburg, die Veste Liechtenstein als Mittel der „Volkerziehung“ und die Hohkönigsburg als Pendant zur Marienburg und als Beispiel für einen wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Historismus. Es erfolgt eine sehr solide und unparteiliche Beschreibung denkmalpflegerischer Grundpositionen und ihrer Entwicklung um die Jahrhundertwende, wobei auch die Frage der Umsetzung oder Umsetzungsmöglichkeit von jeweiligen Prinzipien zur Sprache kommt.

Ein weiterer Schwerpunkt des zweiten Bandes befaßt sich mit dem Adel als Bauherrschaft, wobei zwar die Aussage der Autorin stimmen mag, daß die Rolle des Architekten hier „relativ zweitrangig“ gegenüber der des Geburtsadels gewesen ist, aber Bauten wie die Hohkönigsburg zeigen andererseits gleichfalls, daß ohne die Fachkompetenz eines sich auf die wissenschaftliche Erforschung von Burgen stützenden Architekten bestimmte Auffassungen von „Burgenwiederherstellungen“ nicht realisierbar waren.

Auch die Verständnisrolle von Architekt und Kunsthistoriker wird angesprochen, etwa durch den Hinweis auf Georg Dehio, der 1901 vor dem Architekten gewarnt habe, der das Denkmal als schaffender Künstler sieht, dies im Unterschied zum Kunstgelehrten als dem „Forschenden und Nachfühlenden“. Und was heute besonders schmerzen wird: Noch 1899 trat Bodo Ehardt für die Putzbeseitigung an Bauten ein, leider auch Praxis bei den Bergfriedquadern von Vaduz. Aber es regt sich ebenso – damals bereits – erfreulicher Widerstand bei Bürgern und Behörden gegen den Verkauf von denkmalfester historischer Ausstattung und gegen durch sie ermöglichte Architekturcollagen (so bei der Decke aus der Kirche am Tartscher Bühel für Vaduz).

Es ist das Verdienst von Castellani Zahir, ein Thema sachkundig und sachlich in einen größeren Zusammenhang gestellt zu haben, wobei zeitgebundene Komplexität und Widersprüche sichtbar geworden sind, notgedrungen in Anbetracht der Materialfülle sich auch Unschärfen bei Begriffen und wichtenden Schlußfolgerungen ergeben mußten. Ergänzungen, Korrekturen und Modifizierungen sind sicher mehrfach notwendig, Präzisierungen und Modifizierungen aber in Anbetracht einer „Wiederherstellung mittlerer Haltung“ wie Vaduz äußerst schwierig.

Man kann das vorliegende Werk, das reich bebildert, erfreulich und sinnvoll, weil inhaltsbezogen, gestaltet ist, sorgfältig, abgewogen und doch lebendig und damit fesselnd, wengleich manchmal anmerkungslastig und einige – in Anbetracht des Textumfangs erklärliche – Wiederholungen aufweisend, geschrieben worden ist, jedem empfehlen, der sich mit der Architekturgeschichte des Historismus und den Anfängen der Moderne allgemein, der Burgenrenaissance und der Geschichte und Theorie der Denkmalpflege insbesondere befaßt. „Schloß Vaduz“ wird zu einem Einstieg in ein in diesem breiten und nur so verständlich zu machenden, von der Verfasserin verständlich gemachten und damit begreifbaren Zusammenhang in dieser Form bisher noch nicht dargestellten Bereich europäischer Baugeschichte.

Hartmut Hofrichter